



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hartung, G.: Das Testament eines Deutschen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das Testament eines Deutschen.



Das Streben der modernen Welt, von Zeit zu Zeit die Gesetze ihrer Entwicklung zu prüfen und eine geschichtsphilosophische Theorie zu bilden, aus welcher auch die Gestaltung der Zukunft erkennbar wird, kann nur dem flüchtigen Urteil als eine starke Seite unsrer Kultur erscheinen. Nicht der freudigen Sicherheit entspringt es, mit der ein rüstiger Wanderer von erklimmter Höhe weit in die Kunde schaut; es gleicht vielmehr der Ängstlichkeit, mit der ein des Weges unsicherer nach Wegweiser und Markstein späht, und wer Skeptiker sein will, mag die Ansicht verteidigen, daß durch solches Umschauen und Abwägen mehr verloren als gewonnen wird. Freilich werden wir ihm, wenn er sich dabei auf die antike Welt beruft, der diese Art von Selbstbespiegelung fern lag, mit Recht entgegenhalten, das ewig wandelbare System der modernen Kulturstaaten sei nur mit starkem Vorbehalt der geschlossenen nationalen Form antiker Bildung zu vergleichen. Aber zugeben müssen wir doch, daß diese letztere den unermesslichen Vorteil einer thatkräftigen Unbefangtheit besaß. Uns ist im Sturme einer neuen Zeit, die mit dem Eintritt des Christentums begann und mit der Überflutung des Römerreichs durch die germanische Welt bleibenden Charakter gewann, jene Pflanze verloren gegangen, welche die Jugend der Völker und der Individuen gleichmäßig schmückt. In dem Chaos zerstörter antiker Kultur und zertrümmerten nationalen Lebens, in dem gährenden Element einer neuen Religion ging die unbewußte Harmonie des persönlichen Wollens mit dem nationalen Instinkt unter. Und weil in der Kindheit der Völker, bei dem Fehlen einer begrifflichen und dem Vorwiegen einer bildlichen Auffassung der Welt, auch die geheimnisvollen Mächte, die Leib und Seele beherrschen, zum Abbild nationalen Empfindens und Strebens werden, so mußte auch die fraglose Hingabe des Einzelnen an das Übersinnliche in Gestalt nationaler Gottheiten zu Grunde gehen.

Wir wollen darüber nicht klagen. Klingt gleich aus dem Unbehagen eines zwiespältigen Seelenlebens heraus das Märchen von einem goldenen Zeitalter wie leises Heimweh der Menschen nach einer glücklichen Jugendzeit, so wissen wir doch, daß jene zerstörenden Elemente auch den Keim zu einer höheren Kulturordnung in sich trugen. Der Keim zersprengte die Scholle, die ihn barg, aber er wuchs auch empor. Wir haben ein Recht zu hoffen, daß dereinst unter dem Schutze seiner Äste wiederum ein harmonisches und zugleich ein ferneres Leben erblühen werde.

Bisher freilich, bis hart an die Schwelle unsrer Tage, sind die beiden Richtungen, in denen sich das Dasein der Menschen erschöpft, weiter und weiter

auseinander gegangen. Das reale Leben, die Arbeit für die materiellen Grundlagen der Kultur und für die staatliche und gesellschaftliche Ordnung, hat sich schroff von dem religiösen geschieden. Immer von neuem giebt sich das Streben kund, in der mechanischen Anordnung der Dinge ihre einzige Bedeutung zu erkennen. Demgemäß muß an die Stelle der Ehrfurcht, mit der Andersdenkende in der Erscheinungswelt die lückenhaften und vereinzelt Ausprägungen eines Weltgedankens finden, die Bewunderung des Weltmechanismus treten. Ohne Zweifel kann aus dieser Art der Betrachtung ein Gefühl entstehen, das dem religiösen nahe verwandt ist. Dieses Gefühl der Erhabenheit wird um so lebendiger werden, als die auf Bergliederung des Mechanismus bedachte Naturwissenschaft tiefere Einsicht und weiteren Umblick gestattet. Allein so sicher es den Einzelnen über den Wust alltäglicher Empfindung hinaustragen mag, so wenig wird es ihn darüber belehren können, was nun eigentlich der Sinn dieser erhabenen Welt sei, welche Stellung und Aufgabe in ihr der Menschheit und für diese dem einzelnen Menschen zufalle.

Nun ist es eine kindliche Meinung, es könne jemals in einer Weltanschauung ein Arkanaum gegen das Überwuchern der niedern Triebe, der Leidenschaften, der Unsitte gefunden werden. Man wird deshalb von keinem Sittengesetz fordern dürfen, es müsse Übertretungen unmöglich machen. Aber man wird doch ein jedes verwerfen müssen, dessen Voraussetzungen nicht eines lebendigen und nachhaltigen Eindruckes auf Verstand und Empfindung der Menschen gewiß sind. Denn sittlich handeln heißt: in der Überzeugung handeln, daß die Handlung im Einklange mit der allgemeinen Weltordnung stehe. Aus diesem Grunde hat im Laufe der Jahrtausende noch jeder Sittenkodex seine Berechtigung und seine Kraft in der Anlehnung an ein metaphysisches Prinzip gesucht, sei es in der Form der Offenbarung oder in der des philosophischen Gedankens, und nur durch solche Anlehnung kann ein künftiges Sittengesetz Wert und Dauer gewinnen. Freilich nicht, weil die Menschheit der Offenbarung bedarf, sondern weil sie nur so gewiß ist, daß ein gesetzmäßiges Handeln zugleich auch ein sittliches, das heißt mit der Weltordnung übereinstimmendes sein werde. Diese Gewißheit kann aber nur dann zu einer bleibenden werden, wenn jeder Einzelne an sich selbst erproben kann, daß jene über Stellung und Zweck des Menschen Auskunft gebenden metaphysischen Gedanken auch sein Empfinden und Wollen kräftig anregen, weil sie seinem denkenden Verstande als eine widerspruchsslos und umfassende Anschauung des Überfönnlichen erscheinen. Darin hat ja von jeher der Schwerpunkt anthropomorpher Anschauungen vom Wesen dieses Überfönnlichen gelegen, daß es auch dem einfachen Verstande faßlich war, und nur solange sind solche Anschauungen fruchtbar und deshalb gerechtfertigt, als auch der einfache Verstand in ihnen nichts Widersprechendes entdeckt.

Wer unter diesen Voraussetzungen in die Gegenwart blickt, sieht kein erfreuliches Bild. Je gewisser die mächtige Entwicklung der realen Lebens-elemente

seit zwei Jahrhunderten Zeugnis von der ungebrochenen Kraft unsers Volks ablegt, um so aufrichtiger ist es zu beklagen, daß es nicht hat gelingen wollen, das religiöse Bewußtsein in der Gesamtheit der Nation lebendig zu erhalten. Durch ein vorurteilsloses Zusammengehen mit der wissenschaftlichen Arbeit hätte eine sittliche — *sit venia verbo* — einerseits die Ideen über das Jenseitige aus der mittelalterlichen Form erlösen und zu lebendiger Wirkung erneuern können und andererseits die Wissenschaft von der Natur und vom Menschen vor einseitig mechanischer Auffassung ihres eigenen Gegenstandes fernhalten müssen. Anstatt dessen ist die Reformationsidee, die befreiendste seit fast zweitausend Jahren, in ihrer Entwicklung verkümmert und verflacht, die Weltanschauung sehr weiter Kreise ist, von den Erfolgen des Atomismus berauscht, zur Leugnung jedes nicht unmittelbar sinnlich faßlichen Elements in der Naturerklärung geschritten, und in gerechter Besorgnis vor den Folgen dieser Anschauungsweise ist von gutgesinnten, aber nicht vorzugsweise klarsehenden der Versuch, der hoffnungsloseste von allen, gemacht worden, durch geßiffentliche Stärkung konfessioneller Anschauungen die allgemein religiösen zu retten.

Nur durch eine Kritik des naturwissenschaftlich-mechanischen Standpunktes, welche die Lückenhaftigkeit seiner Voraussetzungen, die Mangelhaftigkeit seiner Schlüsse bloßlegt, läßt sich ein fester Boden für die Neugestaltung religiösen Lebens gewinnen. Das alte Wort des Epikur, daß die Götter in den Zwischenräumen der Welt wohnen, hat ein moderner Forscher dahin geändert: in den Zwischenräumen unsrer Erkenntnis der Welt. Und nichts kann treffender sein. Wenn ein Prinzip von so außerordentlicher Faßlichkeit, von so unwiderstehlicher Anwendbarkeit wie das mechanisch-atomistische nicht nur an vielen entscheidenden Punkten auf unlösbare Widersprüche gerät, sondern im Verlauf seiner Anwendung selbst zur Verflüchtigung seines eignen Begriffs führt, so darf man mit Sicherheit schließen, daß es unbeschadet seines Herrscherrechts im Gebiete der sinnlichen Natur doch den Zusammenhang der Dinge nicht aus seinem letzten Grunde, der ja notwendig ein einheitlicher sein muß, verständlich macht. Es gilt innerhalb der sinnlichen Welt nach einer übersinnlichen zu suchen, und es sind Gründe genug vorhanden, welche uns annehmen lassen, daß die Gesamtheit der unserm Begreifen zugänglichen Dinge nur das Bruchstück einer umfassenderen Ordnung ist. Die Gesetze, die für den Teil gelten sollen, müssen freilich auch für das Ganze gelten; wie sollten wir sonst der Hoffnung leben, jemals ahnen zu können, ob eine und die andre Teilerscheinung dem Sinne des Ganzen zuwiderläuft oder entspricht? Aber dem Blicke, der nur bis an die Grenzen des Teils reicht, erscheinen auch die Gesetze dieses Theils anders als dem vom Mittelpunkte des Ganzen ausgehenden; überall sieht er gerade die Punkte in falscher Perspektive, in denen der Teil mit dem Ganzen zusammenhängt.

In dem, was sich innerhalb des Teils über das Ganze denken läßt, muß der Mensch einen Anhaltspunkt für seine eigne Bedeutung und dementsprechend

eine Richtschnur für sein Verhalten gegen den übrigen Inhalt des Teils, für sein sittliches Verhalten gewinnen. Und so gewiß von den einfachen Verhältnissen der rohesten Stämme bis zu dem unendlich bereicherten Leben der Gegenwart die Gedanken der Menschen über das Überfönnliche das bestimmende Zentrum für alle Richtungen ihrer Kultur gebildet haben, so gewiß muß für die Geschlechter unsrer Zeit eine Ausgestaltung des metaphysischen Gedankens gefunden werden, die den Ansprüchen des Philosophen wie denen des Arbeiters genügt. Wollen wir unser Volk vor den Stürmen bewahren, die ein entfesselter Kultus der Interessen der eignen Person mit sich bringt, so ist es gut, zeitig den Gedanken hochzuhalten, daß der Einzelne sich der Allgemeinheit nicht bloß in der Erfüllung staatlicher Geseze unterzuordnen hat, sondern in seinem ganzen Wollen, in der Führung seines Lebens, in der Gestaltung seines Lebensideals.

Die vorstehenden Erwägungen haben uns mitten in den Gedankengang eines Buches geführt, in dem alles, was wir uns nur anzudeuten erlauben konnten, ausführlich und in anregendster Weise entwickelt ist. Aus dem Nachlasse von K. Chr. Pland ist als Testament eines Deutschen eine „Philosophie der Natur und der Menschheit“ erschienen, der wir die nachhaltigste Beherzigung wünschen.*) Nicht freilich, als sei nur zu loben. Schon der erste Teil des Buches ruft energischen Widerspruch hervor. Er enthält den Versuch, der modernen Atomlehre eine Ansicht über das Wesen des Realen entgegenzusetzen, welche als einfachsten Ausdruck desselben den „stetigen Unterschied eines Ausgedehnten“ erkennt. Schon der Beweggrund zu diesem Versuch ist schwer zu begreifen. Sollen wir wirklich den Vorwurf als stichhaltig gelten lassen, daß die Atomlehre, weil sie das Weltall in unzählige für sich bestehende Teilchen zerreißt, den Individualismus, die Eigensucht fördert, die ein Krebschaden unsrer Kultur ist? Hebt nicht vielmehr die Annahme, daß nicht die Atome für sich, sondern ihre wechselseitige Lage und die von dieser Lage abhängende Wirkung aufeinander das System der Naturkräfte hervorbringt, jede Sonderstellung des Einzelnen auf? Sind nicht alle Besonnenen darüber einig, daß nur der plumpe Materialismus die Atome als eigenschaftsbegabte Körper betrachtet? Liegt nicht in der Nötigung, dieselben rein als Angriffspunkte der Kraft zu denken, gerade die Möglichkeit, über die körperhafte Materie hinauszugelangen? Wir würden einen Schritt zurück thun, wenn wir dem mathematischen Kalkül, der uns im Labyrinth der Erscheinungen am sichersten vor wissenschaftlichen Irrungen bewahrt, durch Aufgebung eines passendsten Substrats den Boden unter den Füßen fortzögen; wir wollen uns mit aller Kraft dagegen wehren, daß ein allgemeines Prinzip früher zur Voraussetzung der Naturwissenschaft gemacht werde, ehe es das Resultat derselben war.

*) Tübingen, Fues, 1882.

Das Aufgebot geistiger Kraft, mit dem gleichwohl hier die ganze Erscheinungswelt zu Gunsten einer unhaltbaren Theorie durchdacht worden ist, findet ihr Seitenstück in der Sorgfalt, die im dritten Teile des Werks auf dem Grunde einer neuen Weltanschauung das Gebäude einer künftigen Zivilisation errichtet. Mag manche unausführbare Idee, manche Unter- und Überschätzung einzelner Gebiete menschlichen Kulturlebens mit unterlaufen, so ist doch das Prinzip, eben jene grundlegende neue Auffassung, ohne Zweifel berechtigt und wahr.

Indem die Religionsübung früherer Jahrhunderte das jenseitige Leben in einen schroffen Gegensatz zu dem irdischen als einem niedrigeren und unreinen stellte, hat sie dessen Entwicklung durch eine sehr lange Zeit gehemmt. Die Folge war naturgemäß eine vom religiösen Gedanken gänzlich abgekehrte Ausbildung des Diesseits, sobald die Anregung dazu durch andere Umstände gegeben war. Daran krankt unsere Zeit, und es gilt nun, in der oben angedeuteten Weise die sittlichen Ideen wieder lebendig zu machen und eine Harmonie zwischen den beiden bestimmenden Mächten des Menschenlebens zu gewinnen. Mit ungemeiner Anschaulichkeit sind diese Verhältnisse im zweiten Teile des Werkes dargestellt; vor allem ist die Entwicklung des Gottesgedankens seit den Tagen der alten orientalischen Weltreiche so klar und tief, daß wir ihr kaum etwas an die Seite zu stellen wüßten; was trotzdem etwa noch zu erinnern ist, berührt die Hauptsache nicht. Daß von dem Zwiespalt modernen Lebens auch unsre Kunst angekränkelt ist, muß leider zugegeben werden; nur sind die höchsten Blüten derselben doch gesund. Auch einem neuen Zeitalter wird es schwerlich gelingen, das Ringen des Menschen zur Einheit mit sich selbst erschütternder und in reinerer Schönheit darzustellen, als wie es im „Faust“ geschehen ist, die Welt der Töne zum Preise rein menschlicher Empfindung ergreifender erklingen zu lassen als im „Fidelio.“ Gerade diese beiden wollen im Sinne Planchés die Durchdringung des Menschen von den übersinnlichen Mächten und die Aufopferung des Ichs im Dienste der Menschheit. Auch das Urteil über Kant entspringt wohl einer einseitigen Auffassung. Das Ding an sich, das hinter der Erscheinungswelt liegt, involviret doch in der That keine unüberschreitbare Kluft zwischen beiden; ganz im Gegenteil ist durch die Betonung der Subjektivität unserer Erkenntnis eine unlösliche Verbindung zwischen Sinnlichem und Absolutem hergestellt.

Und zum Schlusse noch ein Drittes. Der Traum von einer fernen Zeit ewigen Friedens, zu dem das Leben innerhalb der Nationen nur einen Durchgangspunkt bildet, hat die Menschheit von jeher zu mächtig bewegt, als daß die jetzige Form des Völkerlebens ohne weiteres für unabänderlich gelten dürfte. Allein in irgend absehbarer Zeit wird sich doch eine tüchtige, von den Zwecken der Menschheit durchdrungene Individualität nur entwickeln können, wenn sie vom Marke nationalen Lebens genährt wird. Sicherlich wächst der Einzelne in dem Grade, als sich der Horizont seines Denkens erweitert, über die Schranken

seiner zufälligen Lebensbedingungen hinaus. Aber ein Charakter kann er nur werden, wenn alle die Vorzüge und Schwächen, die als Erbstücke nationaler Entwicklung in ihm liegen, hindernd und fördernd, je nachdem, auf ihn wirkten und von seinem bewußten Willen zum Ausbau seines Lebensplans herbeigezogen wurden. Nur Charaktere aber können handeln, und wo es gilt, die Menschen zu unentwegtem Handeln für das Wohl ihres Geschlechts zu erziehen, ist es vorläufig bedenklich, sie vom nationalen Boden hinweg auf den wenig gefestigten eines allgemeinen Menschheitsideals zu stellen.

Nun ist es soviel des Tadelns und des Lobes so wenig geworden. Und doch liegt ein Lob, kräftiger als aller Tadel, in den Zeilen selbst, die wir jetzt beschließen. Was einen Menschen anregen kann, sich über das Höchste, was Kopf und Herz erfüllt, Rechenschaft abzulegen, das ist gewiß von tieferem Wert, als daß es durch Worte des Tadelns herabgesetzt werden könnte. Und so möge sich unser Buch nur Leser erwerben, so wird es ihm auch nicht an Freunden fehlen.

Trier.

G. Hartung.



Programmmusik, Tonmalerei und musikalischer Kolorismus.

Von Hugo Riemann.



ag der Himmel verhüten, daß jemand im Eifer des Dozirens über Nutzen, Berechtigung und Vorteil des Programms dem alten Glauben abschwören sollte mit dem Vorgeben, die himmlische Kunst sei nicht um ihrer selbst willen da, sie finde kein Genüge in sich, entzünde sich nicht am eignen Gottesfunken und habe nur Wert als Repräsentantin eines Gedankens, als Verstärkung des Wortes! Wenn zwischen einer solchen Versündigung an der Kunst und der gänzlichen Ablehnung des Programms gewählt werden müßte, dann wäre unbedingt vorzuziehen, eine ihrer reichsten Quellen eher versiegen zu lassen, als durch Verleugnung ihres Bestehens durch eigene Kraft ihren Lebensnerv zerschneiden zu wollen. Das Gefühl inkarnirt sich in der reinen Musik, ohne wie es bei seinen übrigen Erscheinungsmomenten, bei den meisten Künsten und insbesondre bei denen des Wortes der Fall ist, seine Strahlen am Gedanken brechen, ohne notwendig sich mit ihm verbinden zu müssen. Wenn die Musik einen Vorzug vor den andern Mitteln besitzt und der Mensch durch sie die Eindrücke seiner Seele wiedergeben kann,